



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser
gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de

Alan Pauls

Geschichte des Geldes

Roman

Aus dem Spanischen von
Christian Hansen

Klett-Cotta

Der Übersetzer dankt dem Deutschen Übersetzerfonds
für die finanzielle Unterstützung seiner Arbeit.

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »Historia
del dinero« im Verlag Editorial Anagrama S.A., Barcelona

© 2013 by Alan Pauls

Für die deutsche Ausgabe

© 2016 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Quelle Motto auf S. 5: *Der Geldkomplex. Roman meinen
Gläubigern zugeignet*, Berlin 2002: edition ebersbach,
S. 35.

Printed in Germany

Umschlag: ANZINGER | WÜSCHNER | RASP, München

Unter Verwendung eines Fotos von © plainpicture/Lohfink

Gesetzt von r&p digitale medien, Echterdingen

Gedruckt und gebunden von CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-608-98005-9

*Wenn das Geld nur erst da ist,
werde ich sicher wieder normal.*

FRANZISKA GRÄFIN ZU REVENTLOW

ER ist noch keine fünfzehn, als er seinen ersten leibhaftigen Toten sieht. Er wundert sich ein wenig, dass ihm der Mann, ein enger Freund der Familie des Ehemanns seiner Mutter, noch jetzt, wo er zwischen den zu engen Wänden seines Sarges klemmt, genauso zuwider ist wie zu Lebzeiten. Er sieht ihn im Anzug, sieht das totenhygienisch verjüngte, geschminkte Gesicht, die ein wenig gelbliche, wächsern glänzende, aber makellose Haut und spürt dieselbe heftige Abneigung, die ihn jedes Mal überkommt, wenn er ihm über den Weg läuft. Das war übrigens schon immer so, seit dem Tag, an dem er ihn kennenlernt, in einem Sommer vor acht Jahren in Mar del Plata, kurz vor dem Mittagessen.

Es geht kein Lüftchen, die Zikaden starten eine weitere ohrenbetäubende Offensive. Auf der Flucht vor der Hitze, der Hitze und der Langeweile, stromert er durch das Herrenhaus aus dem frühen zwanzigsten Jahrhundert, in dem er seinen Platz einfach nicht finden kann, woran weder die lächelnden Mienen etwas ändern können, mit denen die Gastgeber ihn bei seinem ersten Besuch empfangen, noch das ihm, ihm allein, zugewiesene Zimmer im ersten Stock, oder dass seine Mutter ihm einschärft, er habe, obwohl gerade erst angekommen, die gleichen Rechte im Haus

und auf sämtliche darin befindlichen Dinge – einschließlich der Garage mit den Fahrrädern, den Surf- und Styroporschwimmbrettern sowie des Gartens mit den Linden, dem Pavillon, den Hollywoodschaukeln und Hortensiensträuchern, deren von der Sonne versengte und entfärbte Blütenblätter an Papier erinnern – wie alle anderen, worunter die noch diffuse, aber auf unerklärliche Weise sich mehrende Meute zu verstehen ist, die er mit einer Verwirrung, die auch die Jahre, seit ihm der Ausdruck zum ersten Mal unterkommt, nicht zerstreuen konnten, seine angeheiratete Familie hat nennen hören, jene Horden von Stiefvettern und Stiefkusinen, Stieftanten und Stiefomas, die ihm über Nacht zugewachsen sind wie Warzen an den Fingern, oft ohne ihm für das Nächstliegende Zeit zu lassen, zum Beispiel sich ihre Namen zu merken und diese mit den entsprechenden Gesichtern verbinden zu können. Die Crux desjenigen, der sich bewegen muss, weil er fehl am Platz ist: Jeder Schritt, den er tut, ein Fehltritt, jede Entscheidung ein Irrtum. Leben heißt bereuen.

Auf irgendeiner Etappe seiner Wanderschaft landet er im Erdgeschoss und sieht ihn, überrascht ihn vielmehr – den Toten natürlich, wen sonst –, wie er sich gleichsam auf Zehenspitzen und in verdächtiger Haltung ins Esszimmer stiehlt. Er besitzt nicht die unheimliche Gewandtheit eines Einbrechers. Wenn es etwas gibt, das er mit seinem rötlich blonden Haar, seiner fast femininen Affektiertheit, seiner immer rotfleckigen Haut nicht darstellt, dann eine Bedrohung. Er besitzt die leisen Bewegungen und die Delikatesse

eines Schauspielers oder Tänzers und vollführt ein paar stumme Hüpfen, so harmlos wie die Mission, die ihn ins Esszimmer geführt hat, bevor noch die Glocke offiziell zum Essen ruft: der restlichen Familie zuvorzukommen und mit den Schnabelhieben seiner manikürten, methodischen Finger ein Tellerchen nach dem anderen zu plündern, auf denen eben die Crostini serviert wurden, die er selbst am Morgen zu kaufen beschlossen hat, eine Marke mit vage ausländisch klingendem Namen, deren Vorzüge er, wie es scheint, seit einer Woche rühmt, ohne dass jemand ihm Gehör schenkt.

Wie jeder hat er darauf vertraut, dass der Tod die alte Greuelvorstellung bereinigen würde. Wenigstens das, wenn er es schon nicht schafft, sie zu tilgen. So nähert er sich also dem Sarg, was, abgesehen von der Frau des Toten – die er übrigens länger nicht gesehen hat –, das Einzige ist, wovon er sich in diesem stickigen Zimmer angezogen fühlt, in das ihn seine Mutter, ohne ein Wort zu verlieren, gebracht hat, kaum dass er von der Schule kommt. Das Kinn auf die Brust gepresst, bewegt er sich mit dem gleichen feierlich gesammelten Ausdruck vorwärts, der in seltener Einhelligkeit die Gesichter der Erwachsenen verdüstert und den er schon nach weniger als zehn Minuten durch bloßes Hinschauen perfekt zu plagieren vermag, noch gestärkt durch die Förmlichkeit der Schulkleidung, die anzubehalten seine Mutter ihm befohlen hat, da nichts sonst in seinem Kleiderschrank der Situation angemessen war. Aber als er an den Sarg tritt, in der Hoffnung, das leibhaftige Bild des Toten könne –

wie er mit den Schulkameraden gewitzelt hat, die seine mangelnde Erfahrung mit Totenwachen teilen – die alte Feindseligkeit in jenen Untergrund verweisen, wo seine Kinderaversionen welken, verwirren sich die Stimmen um ihn her zu einem diffusen Murmeln, die Geräuschkulisse erstirbt, und ungläubig stellt er fest, dass alles, was er hört, was er unversehrt, in Reinform erhalten, wiederhört, nur dieses eine ist: das unerträgliche Crostini-Krunchen im Mund des Toten. Streng genommen sind es zwei alternierende Geräusche: das Krunchen von Crostini, die zwischen Zähnen zermalmte werden, deutlich, aber verhalten, gedämpft durch die Manierlichkeit eines Mundes, der dazu erzogen wurde, sich beim Kauen so wenig wie möglich zu öffnen, und das lebhafteste, regelmäßige Schnalzen, winzige Peitschenhiebe, die im Moment des Zermalmens leise knallen, wenn die Lippen sich daran ergötzen, ihr genüssliches Schmecken noch etwas länger auszukosten. Aber nein: Sie sind nicht in der Luft und nicht in seinem Kopf. Sind keine Einbildung und keine Erinnerung. Sie sind dort drinnen, ertönen im Mund des Toten.

Wie oft kreuzen sich ihre Wege noch in den folgenden Jahren? Zehnmal? Dreißigmal? Und trotzdem bleibt nichts so an ihm haften wie das widerliche Krunchen. Er sieht den Toten fast jeden Sommer in den verschiedensten Situationen in Mar del Plata: im Badeanzug, zum Beispiel, mit schneeweißem, von Sommersprossen gesprenkeltem und von der Sonne verbrannter Haut mit v-förmig ausgestellten Füßen ins Meer erpelnd oder auf Spazierfahrt mit lachsrosa

Hemd in einem italienischen Cabriolet, mit dem er, wie es heißt, auf Autorennbahnen sein Glück versucht hat, oder beim Golfspiel, eine fürchterliche Abreibung kassierend, ständig abgelenkt – flüchtig notiert er mit dem Bleistiftstummel auf seinem Kärtchen die sieben grotesken Schläge, die er für das gerade absolvierte Par-4 gebraucht hat – von einem Juckreiz am Handgelenk, das ihm, wie er sagt, eine geplatze Naht am Handschuh verursacht, oder von der abgerundeten Spitze des *tee*, den er sich zwischen die Zähne klemmt, oder vom Hunger, der sich in ihm schon um nicht einmal zehn Uhr vormittags regt, Belanglosigkeiten, die er lautstark kundtut, manchmal ein ganzes Loch über, als handelte es sich um die Episoden eines unheilswangeren Dramas, mit keinem anderen Ziel, als seine Gegner abzulenken und so vielleicht die misslichen Zahlen auf seinem Kärtchen auszugleichen. Er begegnet ihm auch in Buenos Aires, bei sich zu Hause, anlässlich irgendeines Familiengeburtstags, auf dem er sich mit der ein wenig frechen Selbstgefälligkeit von Freunden der Familie bewegt, die sich einen intimeren Platz anmaßen als die Verwandtschaft selbst, oder beim Unterschreiben von Schecks in einer Konditorei in der Florida, einem jener riesigen, aus der Mode gekommenen Salons mit gesteppten Sesseln und Kellnern von stirnrunzelnder Professionalität, in dem der Mann seiner Mutter unter dem Vorwand, ihn mit einem Modell von Erwachsensein vertraut zu machen, das ihm immer fremd bleiben wird, zu essen pflegt und mit seinen Kollegen Handelsverträge abschließt. Er sieht ihn einmal in praller Sonne

auf einem kleinen Gut in der Provinz Buenos Aires, in weißer Hose und Reitstiefeln, in der Hand ein hohes Glas mit einem kirschroten Getränk, das er in kurzen Schlucken trinkt, fast schlürft, als wäre es sehr heiß, während ein klapperdürerer, bemützter Knecht sich abseits hält und unbehaglich auf etwas wartet, das nicht kommt.

Aber was ihm während der ganzen Zeit von ihm bleibt, sind nicht seine Fistelstimme, nicht seine empfindlichen, immer blank liegenden Nerven, nicht die wichtiguerische Miene, mit der er das Weinglas am Stiel hält und auf der Sessellehne kreiseln lässt. Es sind nicht seine Sonnenbrille, nicht seine am Kragen geschnürten hellen Leinenpullover, nicht seine Mokassins mit Zierspange, nicht diese Art gespannter Ungeduld, die kennzeichnend ist für seine Beziehung zum Rest der Menschheit und zur übrigen Welt – zwei Dinge oder Kategorien von Dingen, deren Existenz er nur zähneknirschend akzeptiert, als bestünde ihr einziger Seinszweck darin, ihm seine Zeit zu stehlen, insbesondere subalterne Personen, die ihm, warum auch immer, in die Quere kommen, Gutsknechte, Caddys, Chauffeurs, Kellner und allen voran das handverlesene Heer der Dienstmädchen, die rund um die Uhr im Herrenhaus in Mar del Plata patrouillieren und jeden Tag im Doppelrhythmus von Mittag- und Abendessen auf blitzblanken Edeltahltellerchen jene Crostini servieren, die er, nachdem er sie einen Sommer lang gepriesen hat, schließlich anstelle der bislang vorherrschenden Wasserkekse durchsetzt, sodass sie fortan alle Mahlzeiten im Haus begleiten. Was den To-

ten, zumindest für ihn, seit jenem Mittag im Sommer in Mar del Plata augenblicklich und wie eine Narbe zeichnet, mit solch magischer Kraft, dass der Tote es gar nicht mehr eigens hervorzubringen braucht, damit es wiedererkannt wird und ihm die Ohren vergiftet, sind die Laute, die er mit dem Mund macht, wenn er die verdammten Crostini kaut.

Er will nicht in den Sarg schauen, aus Angst, einen im Mundwinkel klebenden Krümel zu entdecken. Das wäre zu viel. Er steht drei Schritte entfernt, schon im Einflussbereich des Krunschens, denkt aber, was er nicht alles dafür gäbe, woanders zu sein – in einem Kino, zum Beispiel, vor einem dieser tschechoslowakischen oder ungarischen Filme, die im Kino der kommunistischen Partei gezeigt werden und die sich fast nie jemand mit ihm ansehen will, oder, um nicht weiter auszuholen, im angrenzenden Zimmer, als blinder Passagier, der aus irgendeinem schändlichen Versteck die Witwe des Toten bespitzelt, wie sie sich der Wirkung des Beruhigungsmittels überlässt, sich auf dem mit Mänteln überhäuften Bett räkelt, die langen, ihm wohlbekannten knöchigen Beine ausstreckt und sich mit den Fußspitzen die hochhackigen Schuhe abstreift –, und spürt, wie die gleiche Greuelvorstellung wieder in ihm auflebt, die ihn während des Mittagessens in Mar del Plata überkommt, wenn sich der Tote, ohne sein Reden zu unterbrechen, das sich bei ihm immer in die Form des Monologs kleidet, die einzige, die er offenbar kennt, ein Crostino nach dem anderen in den Mund schiebt. Hätte er sich nur darauf beschränkt, sie mit der Geduld eines epikureischen

Nagers zu mümmeln, der aus dem Krumschen die Hintergrundmusik seines Geschwafels macht. Aber nein: Er muss zusätzlich mit den Lippen den Festschmaus auskosten, den er sich gerade gegönnt hat, indem er sie genüsslich wie ein Säugling öffnet und schließt. Diese ist wie die andere Greuelvorstellung so intensiv, dass sie den Rahmen sprengt und alles andere auslöscht, alles, was diesen Moment von jenen unterscheidet und die gedämpfte, ein wenig submarine Welt, als die sich die Trauergemeinde darstellt, ausstaffiert: das Quietschen des Parketts unter seinen vorwitzigen Füßen, die süßen Dünste der Blumenkränze, der von Schluchzern erfüllte Halbschatten, von Schluchzern und sogar der Frage, die wie ein offenes Geheimnis seit dem frühen Morgen eifrig die Runde macht, als das Taucherteam der Präfektur den Toten am Grund des Río San Antonio findet: *Wo ist das Geld?* Vor allem aber das: Was die alte Greuelvorstellung in ihm tilgt, ist die fürchterliche Gewissheit, dass der Crostini-Genießer tot ist, stocksteif und stumm wie alle Toten, und dass dieses Gebäck, dessen Genuss ihn zu Lebzeiten schier verrückt gemacht hat, für ihn jetzt ebenso unerreichbar ist wie alles auf dieser Welt, vorderhand seine zwei Söhne – den Älteren hält man in der Küche fest und sucht ihn mit einem Glas Kakao zu bestechen, das er partout nicht anrühren will, während der Jüngere, wenige Monate alt, in einem Zimmer unter Aufsicht einer Amme schläft – und seine Witwe, mit ihren schwarzen Augen, ihren immer leicht geöffneten Lippen, ihrer milchweißen, von Leberflecken bestirnten Haut.

Bei Licht betrachtet ist das, was mit der Greuelvorstellung einhergeht, geradezu ein Lehrstundenritual. Das Mittagessen ist die Tribüne, die der Tote nutzt, um Politik zu machen, was sich bei ihm, besessen wie er ist von dem einzigen Drama der Ungerechtigkeit, für das er ein Gespür zu haben scheint – dem ungleichen Kampf zwischen Vulgarität und gutem Geschmack –, darauf beschränkt, über das schrille Orange zu lästern, mit dem man die traditionell weißen Korbstühle des Kurhauses zu streichen sich erdreistet hat, oder über die mit Dienstmädchenmusik gefluteten Ramblas oder die plebejische Frechheit, die den Titeln der den Sommer über aufgeführten Theaterstücke wie Aussatz anhaftet. Weniger aus Höflichkeit denn aus Ehrgeiz zu überzeugen, schaut er den Anwesenden bei seinen Tiraden in die Augen. Ungezwungen nimmt er einen nach dem anderen aufs Korn, bemüht, sie für eine Sache zu gewinnen, die sie vielleicht unterschreiben würden, die sie aber früher oder später aufgeben müssen, überfordert von einer Emphase, die sie schwerlich teilen können. Und während er spricht, setzen sich seine Finger in Bewegung, blind, aber zielsicher, ziehen Parallelen ins Tischtuch, bis sie neben dem Edeltahltellerchen innehalten, das oberste Crostino vom Haufen angeln und zum Mund führen. Die Operation besitzt eine schwerelose, gleichsam kalligraphische Eleganz, zu der der Tote allerdings erst nach mehrtägiger Lernphase findet. Der Teig der Crostini ist nicht nur mürbe, sondern auch hauchzart, und die Poren, durch die er atmet, verleihen ihm eine irrsinnige Brüchigkeit. Beim geringsten Anlass können sie zerbrechen, und

zerbrochen sind sie keinen Pfifferling wert. Wie oft hat nicht der Tote selbst anfangs, als er ihre Konsistenz noch nicht richtig einzuschätzen weiß, er, der sie als Wunder an Zartheit rühmt und die vergleichsweise derbe Schlichtheit der Wasserkekse schmäht, die Crostini beim Versuch, die Cellophanhülle aufzureißen, zu Bruch gehen lassen oder sie auf dem Weg zum Mund zerstört oder sie, als er eben zubeißen will, zerbröselt, sodass anderthalb Stunden später, als das Mittagessen beendet ist und er sich vom Tisch erhebt, der Anteil, den er seinem Magen hat zuführen können, lächerlich erscheint im Vergleich zu dem Geröllfeld zerbröckelten Gebäcks in seiner Tischtuchzone.

Manches Mal, wenn er ihn so sieht, wie er pausenlos kaut und redet, weiß er nicht, was ihn zurückhält, welch übermenschliche Kraft ihn daran hindert, auf den Stuhl zu steigen, den roten Plüschbezug mit seinen lehmigen Schuhen beschmutzend, auf den gedeckten Tisch zu springen und sich, über dampfende Schüsseln und Teller und das frisch gereinigte Leinentischtuch hinwegtrampelnd, mit einem Kamikazesprung auf den Toten zu stürzen und ihn zum Schweigen zu bringen, ihm das Messer an die Kehle zu setzen, die Zähne einzuschlagen, die Zunge abzuschneiden. Jedes Mal bleibt er jedoch still auf seinem Stuhl sitzen, mit seitlich herabhängenden Armen, die Augen starr auf den Teller gerichtet, den er kaum anrührt, während die Stimme des Toten und das Krumschen der Crostini in seiner Umgebung ihr verhasstes Dickicht weben. Was könnte er anderes tun, in seinem Alter und auf diesem feindlichen Terrain, auf dem nicht

einmal seine Mutter Fuß zu fassen vermag – seine Mutter, die diejenige ist, die ihn mitbringt und dalässt, die ihm schwört und vorlügt, dass er nichts zu befürchten habe. Das Essen nicht anrühren: Das ist sein ganzer Protest. Nichts anrühren und zwei Stunden später heißhungrig hinunter in die Küche laufen, handstreichartig einen Vorrat an Wasserkeksen erbeuten und sie mit Frischkäse bestrichen allein in seinem Zimmer verspeisen, bei geschlossenen Jalousien und mit einem Comic-Heft unter dem einsamen Lichtkegel der Nachttischlampe. Nichts anrühren und stumm, auf im Geist gepacktem Koffer und mit klopfendem Herzen darauf warten, dass endlich der erste Februar kommt und sein Vater ihn zu irgendeinem weit, sehr weit entfernten Urlaubsort mitnimmt.

Als wenn das ginge. Denn es gibt keinen Weg, sich davon zu entfernen, weder räumlich noch zeitlich. Der Beweis ist, dass acht Jahre später, als der Crostini-Genießer mit dem Gesicht zur Decke daliegt, die Hände über der Brust gefaltet, und er, mittlerweile vierzehn, sämtliche Hormone auf dem Kriegspfad, nicht mehr gezwungen ist, sich irgendwo auf feindlichem Terrain an irgendeinen Tisch zu setzen, nicht etwa die großspurigen Trompeten von »Jerusalem« als einzige Musik in seinen Ohren klingen, das Eröffnungsstück auf jener Platte von Emerson, Lake & Palmer, die er stundenlang in seinem Zimmer hört, sondern das verdammte ewige Krunchen aus den Kiefern des Toten, die ihre Wut an den ewigen Crostini auslassen. Tatsächlich könnte er, so wie der Epileptiker die besondere, einem Anfall vorausgehende Beschaffenheit der

Atmosphäre, überall rekonstruieren und wiedererkennen, wie er um diesen magnetischen Klang herum im Laufe der Jahre alles, was er aus eigener Erfahrung oder durch andere über den Toten weiß, verinnerlicht und sortiert hat, Dinge, die womöglich nur deswegen seine Aufmerksamkeit wecken und in seinem Gedächtnis haften, weil sie in seiner Wahrnehmung ein für alle Mal mit jenem Krumschen verbunden, verschweißt sind, das Krumschen seinerseits mit der heftigen Greuelvorstellung, die ihn jedes Mal in Wallung bringt, und mit dem Impuls, vom Stuhl hoch und auf den Tisch zu springen, dem Toten ein Messer in die Kehle zu rammen etc. Es ist dieser Klang, der in ihm lebendig wird, wenn im Gespräch jemand den Namen des Toten fallen lässt, der Klang, der alles andere über-tönt, sogar den Krawall der Zikaden, wenn er in seinem Zimmer im Herrenhaus in Mar del Plata aus dem Fenster schaut und die Schnauze des berühmten italienischen Cabriolets sieht, das gerade vor dem geschlossenen Tor hält, der Klang, der sich ihm jedes Mal aufdrängt, wenn er von der Schule kommt und über das Haus verstreut auf genügend verräterische Zeichen seiner Anwesenheit stößt, um zu beschließen, einen Weg zu seinem Zimmer einzuschlagen, von dem er weiß, dass er ihm eine Begegnung mit ihm erspart: der über einer Stuhllehne hängende blaue Blazer mit dem goldgestickten Wappen, das Zigarettenetui mit massivsilbernem Dupont-Feuerzeug darauf, der *attaché-case* aus rötlich braunem Leder mit seinen als Brandzeichen eingepprägten Initialen, den er immer dabei hat, den er, wie es heißt, auch an jenem Morgen

dabei hat, an dem er den Hubschrauber nach Villa Constitución besteigt, und von dem jede Spur fehlt, als die vier Taucher der Präfektur, nachdem sie das halbe Delta abgesucht haben, schließlich am Grund des Río San Antonio den Helikopter und die vier Leichen finden. Vom Erdboden verschluckt, in Luft aufgelöst, wie auch sonst alles, was er vermutlich enthalten hat, Papiere, Unterlagen, Lohnlisten, Scheckbücher und vor allem das Geldpaket, das man ihm an diesem Morgen anvertraut hat, damit er es zum Werk in Zárate bringt, Schwarzgeld offensichtlich, wenn man den eher trüben Zweck bedenkt, für den es bestimmt ist, dessen Vorhandensein im *attaché-case* jedoch hinter vorgehaltener Hand von einigen Angestellten des mächtigen Stahlkonzerns bestätigt wird, für den er arbeitet und der seit über drei Wochen in einen Konflikt mit der Gewerkschaft verwickelt ist, jetzt unter Druck wegen spontaner Arbeitsniederlegungen und der mit absoluter Mehrheit erfolgten Wahl eines roten Betriebsrats, röter als das Blut, das bald fließen wird, wegen einer drohenden Werksbesetzung auf unbestimmte Zeit und dem unter reichlich dubiosen Umständen erfolgten Tod einer der Schlüsselfiguren des Konflikts, die als einzige imstande gewesen wäre, ihn beizulegen oder offen ausbrechen zu lassen.

Unglaublich, wie endlos sich die letzten Januartage in die Länge ziehen. Als er noch klein war und es ihm keine Ruhe ließ, wie fünfzehn Minuten auf der Uhr mal in Zeitlupe ablaufen können, mal wie ein Stoßseufzer, je nach Tageszeit, Umständen, beteiligten Personen, Klima, Licht, Laune und den Beschäftigungen,

die einen erwarten oder hinter einem liegen, hat er manchmal gedacht, dass die Zeit vielleicht doch nicht universal ist, sondern so besonders wie nichts sonst, eine Art endemisches Gut, das jede Familie, jedes Haus und sogar jeder Mensch auf ganz eigene Art und mit ganz eigenen Methoden, Kriterien und Mitteln hervorbringt – hervorbringen im buchstäblichsten Sinne des Wortes, durch den Einsatz von körperlicher Kraft, Arbeit, Materialien, durch all das, wovon man meinen würde, dass die flüchtige Konsistenz der Zeit es unnötig macht, als wäre sie eher eine häusliche Handarbeit als jenes eigensinnige Verstreichen, von dem alle immer reden.

Kaum bricht die letzte Januarwoche an, wird die Welt dick und schwer, schleppen sich die Stunden keuchend dahin, als bewältigten sie eine endlose Steigung. Statt eines Übergangs zum nächsten Tag ist jeder Tag das Bollwerk, das ihn aufhält oder verdeckt. Es kommt der Moment, wo die Zeit stockt – die wirkliche Zeit, deren Verrinnen er nur daran erkennt, wie der Zeitpunkt näher rückt, den er mehr als alles auf der Welt herbeisehnt, nämlich ein für alle Mal Mar del Plata den Rücken kehren und alles hinter sich lassen zu dürfen, das Krunschon im Mund des Toten, das Herrenhaus, das Ruhegebot während der Siesta, die öden Mittags- und Abendmahlzeiten, denen er immer stumm, fast reglos, beiwohnt, eingeschüchtert von den Regeln einer ihm unbekanntem Etikette und der extravaganten Vielfalt des um seinen Teller gruppierten Bestecks, von dem er weder weiß, wie noch wann er es benutzen soll, obwohl er manchmal, wenn die

Schläfrigkeit am größten ist, aufgerüttelt von dem Impuls, etwas zu tun, irgendetwas, das den Schleier bleierner Müdigkeit zerreißen würde, urplötzlich anfängt, sie zu klassifizieren, sie nach Größe, Farbe, Glanz zu ordnen, mit ihnen Furchen ins feine Leinentuch zu ziehen, bis jemand am Tisch – nie seine Mutter, die bei Streitigkeiten in Familienangelegenheiten seit jeher für sich entschieden hat, so zu tun, als hörte sie nicht zu, sondern irgendein Mitglied seiner sogenannten Stieffamilie, eine Stiefoma, ein Stiefonkel oder sogar ein Stiefvetter, der, kaum ein oder zwei Jahre älter, mit der unanfechtbaren Autorität eines Leutnants gegenüber einem gemeinen Soldaten – ihn vom anderen Ende des Tisches her zurechtweist. Die andere Zeit, wie sie die Uhren anzeigen, die Abfolge der Mahlzeiten und Garderoben, die Bahn der Sonne auf der Haut, die gebadeten Körper, die Müdigkeit in den Gesichtern, all die Zeit, die voranzuschreiten scheint, auf Trab gebracht vom mehr oder weniger regelmäßigen Versmaß der Tage, ist zu einer bloßen Formalität geschrumpft, einer Fiktion, die die Lähmung der Dinge kaschieren soll.

Erleichterung verschafft ihm lediglich der Freibrief, der ihn hier herausholen wird. Die beiden Busfahrkarten: die für ihn und die für seinen Vater. Sie zu besitzen, in der Hand zu halten. Er kann nicht warten. Es reicht ihm nicht, dass sein Vater sie löst und mitbringt, wenn er ihn am Portal des Herrenhauses in Mar del Plata abholt, an jedem ersten Februar, gemäß dem Friedenskalender – Januar für sie, Februar für ihn –, den seine Eltern einige Monate nach ihrer Trennung

für die Sommerferien festlegen, in, wie es heißt, beiderseitigem Einvernehmen, wenn man eine Vereinbarung beiderseitig nennen darf, die vom Rechtsanwalt der einen – ihrer – Partei aufgesetzt wurde, über den seine Mutter, dabei eine Unbeirrbarkeit und Überzeugung zur Schau tragend, die ihr gar nicht eigen ist, das Procedere festlegt, dem sich sein Vater widerspruchlos fügt, eingeschüchtert durch dieselbe Mischung aus Überdruß, Unfähigkeit und Schuldgefühl, mit dem er seinerzeit die gemeinsame Wohnung verläßt, so vollständig, dass er auf das Recht, einen Anwalt beizuziehen, auf seinen Anteil an dem blauen 57er Auto Union und dem an der Wohnung im zweiten Stock verzichtet, wo sie etwas mehr als zwei alpträumhafte Jahre zusammengelebt haben – beides Hochzeitsgeschenke seines Schwiegervaters –, nicht aber auf das Geld, mit dem sein Schwiegervater ihn überredet, aus der gemeinsamen Wohnung auszuziehen, und das er anscheinend braucht, um aufgelaufene Schulden zu begleichen.

Er brennt vor Ungeduld. Das Datum der Reise rückt heran – es fällt auf den zweiwöchentlichen An- und Abreisetag –, und er fürchtet, die Tickets könnten ausgehen und sie müssten die Reise verschieben. Weshalb er selbst sie mit übertriebener Voreiligkeit im Busbahnhof von Mar del Plata kaufen geht. Anfangs begleitet ihn seine Mutter. Er ist alt genug, den ganzen Vorgang perfekt und der Reihe nach zu verstehen – Vater, abreisen, wegfahren, Omnibus, Fahrschein, kaufen –, aber noch immer so klein, dass er es nicht einmal auf Zehenspitzen schafft, den Kopf ins Blickfeld

des Schalterbeamten zu schieben. Später erledigt er es allein, mit dem Fahrrad, glücklich, weil so die Vorstellung, aus Mar del Plata zu fliehen, einen reizvollen Beigeschmack von Verbotenem bekommt – wenngleich seine Mutter es ist, die die Fahrscheine bezahlt und entscheidet, welchen Bus sie nehmen –, aber auch mit klopfendem Herzen, die eine Hand am Lenker, während die andere in der Hosentasche auf Tauchstation geht, um alle zwei Querstraßen zwei- bis dreimal die Fahrscheine zu betasten und sich zu vergewissern, dass er keinen verloren hat.

Er bewahrt und hütet die gerade gekauften Fahrscheine wie ein Geheimnis. Er nimmt sie überallhin mit, zum Platz, ins Kino, auf Fahrradtouren, auf Expeditionen in die Wildnis, sogar in jene Hafenrestaurants, in die er von Zeit zu Zeit mit seiner Stieffamilie gehen muss, Pseudo-Themenparks, die mit ein paar Ankern, armseligen Bojen, von der Decke hängenden Netzen und zwei oder drei angesäuselten, die Räume überwachenden Seeleuten aus Pappmaché das marine Leben resümieren möchten, ohne dass die Menüs dem angemessen wären, die nie mehr als eine Handvoll Alternativen bieten, Muscheln provenzalisch, Seezunge Müllerin-Art oder Garnelen, und wo der Tote die Gelegenheit nutzt, seine Marotte an anderen auszulassen, denn er sitzt noch nicht, da reibt er schon den Kellnern den skandalösen Brotkorb unter die Nase, der von hellen und dunklen Brötchen, Grisini und Crackern überquillt, aber seine geliebten Crostini beharrlich ignoriert, eine Nachlässigkeit, die er persönlich nimmt, als gegen ihn gerichtete Provokation, und

die rechtfertigt, dass er das Etablissement in seine immer länger werdende schwarze Liste von Restaurants aufnimmt. Gegen den Willen seiner Mutter, die findet, dass es keinen besseren Ort gibt, sie zu verlieren, nimmt er die Fahrscheine sogar an den Strand mit, auch wenn ihn das zwingt, auf Badeshorts zu verzichten – in deren Taschen er sie stecken und in einem unaufmerksamen Moment vielleicht darin vergessen könnte, um ins Meer zu springen, mit den absehbaren, fürchterlichen Konsequenzen –, bei fünfunddreißig Grad im Schatten in Hosen zu verglühen und das Meer von weitem zu betrachten. Es geht so weit, dass er mit den Fahrscheinen schläft, sie aber nicht in die Schlafanzugtasche steckt, aus der sie herausfallen oder von jemandem heimlich geklaut werden könnten. Er hält sie in einer Faust umklammert wie einen Talisman, mit dem Ergebnis, dass, als der Tag kommt, die Fahrscheine so oft zusammen- und auseinandergefaltet, so tief in den Hosentaschen vergraben, so vielen Berührungen und Betastungen ausgesetzt, in so vielen todsicheren Verstecken deponiert worden sind, dass Tag und Uhrzeit der Reise und die ihnen zugefallenen Sitzplatznummern bis hin zum Namen des Busunternehmens kaum noch zu entziffern sind. So abgenutzt sind sie an dem Nachmittag, an dem er endlich mit seinem marineblauen Koffer in der Hand aus der Tür des Herrenhauses in Mar del Plata tritt – allein, worauf er seiner Mutter gegenüber stets beharrt, weniger aus Autonomiestreben, als um ihr diese letzten zwanzig Meter zu verweigern, die sie, wenn sie mit ihm käme, seines Erachtens dazu nutzen würde, ihm die Reise

auszureden, was ihr allerdings völlig fernliegt, so sehr begeistert sie die Aussicht, sich einen ganzen Monat von der Arbeit als Mutter zu erholen –, den langen Kiesweg entlangläuft, der zur Straße führt, mit seinem Kofferchen auf die Steinmauer klettert, die am Eingangportal ihren Ausgang nimmt, und sich anschickt, auf das Eintreffen seines Vaters zu warten.

Es ist einer jener strahlenden, wind- und wolkenlosen, absolut idyllischen Tage, die die Existenz des Sommers rechtfertigen und die niemand sich entgehen lassen wollte. Auf ihn trifft das nicht zu, und er bedauert es nicht. Eine blinde Freude schwellt seine Brust und nimmt ihm den Atem. Er sieht die Karawanen der mit Sonnenschirmen, Klappstühlen und Kühlboxen beladenen Familien strandwärts ziehen, in froher Erwartung der vor ihnen liegenden Sonnenstunden, und bemerkt den mitleidigen Blick, den sie ihm schenken, wenn sie den Wartenden neben dem Portal entdecken, von Kopf bis Fuß angezogen, in Straßenkleidung und mit Koffer, als wäre er ein Waisenkind oder gehörte zu einer Sorte von Kranken, denen man den Strand verboten hat. Er verachtet sie stumm. Er vergleicht das Glück, das er bei dem Gedanken spürt, schon in einer halben Stunde neben seinem Vater im Bus nach Villa Gesell zu sitzen, mit der banalen Begeisterung jener Gesichter, die in zwei oder drei Stunden sonnenverbrannt zurückkehren werden, und kommt sich vor wie der privilegierteste Mensch auf Erden. Aber es vergehen fünfzehn, dann zwanzig, dann fünfundzwanzig Minuten, und mit leichtem Erschauern begreift er, dass er allen Zeitvertreib erschöpft hat,

mit dem er seine Ungeduld bezähmen wollte. Er hat bereits die Ameisenkolonne massakriert, die versucht hatte, seinen nackten Oberschenkel zu erklimmen, um ihre Ladung Blätter auf die andere Seite zu schaffen. Durch das viele Rumspielen mit seinem Blattwerk hat er praktisch den Liguster gestutzt, der die Steinmauer überwölbt. Er hat gesungen, hat gezählt – Autos mit geraden und ungeraden Nummernschildern, Fahrräder, streunende Hunde, Sekunden –, hat sich den Rotz aus der Nase gepult und ihn blindlings, Experte, der er ist, an die Wand geschmiert, den leicht konkaven Höhenunterschied einebnend, der die Steinblöcke untereinander trennt. Eine halbe Stunde ist vorbei: von seinem Vater keine Spur.

Irgendwann dreht er sich um und schaut zum Haus zurück, und nachdem er sich vergewissert hat, dass seine Mutter nicht irgendwo am Fenster steht und ihn überwacht, springt er von der Mauer und nähert sich, den Koffer immer fest im Griff, dem Rand des Bürgersteigs, um von dort die leicht abschüssige Straße hinunterzuschauen, auf der sein Vater jeden Sommer aufzutauchen pflegt, immer portionsweise, wie jene Überlebenden, die zerschunden, aber stolz aus irgendeinem Abgrund kriechen, der Kopf zuerst, die braun gebrannte, glänzende Glatze mit den beiden wildwüchsig gelockten Haarfladen rechts und links, dann die Schultern, dann der Rumpf in seinem frisch gewaschenen Hemd. Doch was er sieht, indem er seinen Blick einen ganzen Straßenzug von flimmernd durchglühter Sichtbarkeit weit schweifen lässt, ist das intime Konklave zweier Eisverkäufer, die in der prallen

Sonne die Rüssel ihrer Dreiräder gekreuzt haben, das an diesem herrlichen Tag eingenommene Geld zählen und vielleicht darüber klagen, so früh ohne Ware dazustehen, wo es gerade fünf nach vier ist und noch für mindestens zwei, drei Stunden ein gutes Geschäft winkte.

In jäher Verzweiflung, ohne die leere Straße aus dem Auge zu lassen, denn nichts fürchtet er mehr als das, was ihm widerfahren kann, wenn er jetzt ins Haus zurückkehrt (das Verständnis seiner Mutter, die barmherzige Solidarität wie von einer Nonne, mit der sie die Arme ausbreitet und ihm Asyl gewährt, dann, etwas weiter, die sukzessiven Abschnitte des bitteren Gangs, der ihn erwartet: das Portal, der Kiesweg, das Haus, das Zimmer nur für ihn im ersten Stock, dessen tapezierte Wände – Rettungsringe mit Anker, Seemannsknoten, ein als Matrose verkleideter Affe, pastellfarbene Kinderausgabe der stimmungsvollen Motive besagter Hafenrestaurants – er auswendig kennt und hasst), holt er die Fahrscheine hervor, streicht sie auf einem Oberschenkel glatt und versucht die Reisezeit in dem Wust von Angaben und Zahlen zu entdecken, aus denen die Fahrscheine immer bestanden, was er aber erst jetzt bemerkt, wo er am meisten darauf angewiesen wäre, dass sie klar und deutlich wären, und einen Moment lang hat er nur Augen für das, was ihn erleichtern würde, irgendeine Zahl größer als vier, ganz gleich ob Datum oder Reisezeit oder Telefonnummer des Busunternehmens oder Ankunftszeit. Aber schließlich findet er die Abfahrtszeit, findet das Wörtchen *Abfahrtszeit* und liest *vier* und meint zu sterben.